

Die Liebe und der Suff, das regt den Dichter uff!

Meine Damen und Herren,

Ja, ja, die Liebe und der Suff: Die gesamte deutsche Dichtung ab dem 16. Jahrhundert ist voll von diesem Thema. Schon zuvor wurde die Liebe besungen – sogar im Alten Testament: Das Hohelied der Liebe ist eine der schönsten Liebesdichtungen, wenn man die Sprachbilder zu deuten weiß. Wenn Salomon von seinem Weinberg spricht, dann meint er seine Geliebte, denn sowohl die Geliebte als auch der Weinberg versprechen höchsten Genuss.

Und wenn der griechische Dichter Homer in Ilias und Odyssee in wohlgesetzten Hexametern den Acker besingt, dann meint er seine Frau. „Pflüge mir meinen ungepflügten Acker“, lässt er eine jungfräuliche Inselkönigin Odysseus auffordern, was in der normalen Sprache bedeutet: Komm mit mir ins Bett. Doch Odysseus hatte wohl noch nicht genügend süßen Wein getrunken, um seiner Gastgeberin diesen Wunsch zu erfüllen.

Die römische Dichtung ist voll von der Verbindung zwischen Wein, Weib und Gesang. Der Dichter Catull beschreibt sowohl die Weinseligkeit als auch das Glück in holden Armen. Die ollen Germanen sind da viel pröder. Kein Wunder – denn sie haben ja den Weinanbau erst von den Römern gelernt, und Frauen waren ihnen von jeher unheimlich: Sie waren die Weisen Frauen, die Hüterinnen des Herdfeuers und Spinnerinnen des Schicksals, womit die Germanen möglicherweise recht behalten haben, wie manch altgedienter Ehemann gottergeben zugeben mag. Und das Met, das die Germanen brauten, machte müde, hatte einfach nicht die belebende Wirkung des Rebensaftes.

So machen sich Männer sich in Germanien erst zur Minnezeit einen Reim auf die Liebe – wie Walther von der Vogelweide. Er besingt die hohen Damen nach ritterlicher Manier, widmet darauf auch dem mittlerweile köstlichen deutschen Wein eine Strophe, ohne freilich beides zu vermengen.

Woran liegt das? – Natürlich wurde auch schon im frühen Mittelalter gesoffen, natürlich haben die Männer schon damals hübschen Mädchen und Frauen nachgestellt. Aber niemand hat es gewagt, sich öffentlich und dann auch noch in künstlerischer Form dazu zu bekennen: Die Angst vorm Fegefeuer verscheuchte damals solche Gedanken, zumindest nach außen hin gab man sich bieder – bis auf die Landesherrn. Karl dem Großen sagt man um die 600 außereheliche Kinder nach und einen großen Durst.

Erst die Reformation, die ja das Fegefeuer gelöscht und unter dem Hinweis auf Gottes alleinwirksame Gnade der Höllenangst den Laufpass gegeben hat, befähigt die Menschen dazu, freier über die Liebe und das Trinken zu sprechen, zumal Dr. Martin Luther selbst das schöne Sprichwort geprägt hat: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang.“

Selbst hat er die Zeit des mönchischen Verzichts durchlitten, bis er mit Katharina von Bora in den Hafen der Ehe einlief. „Ich habe mich ihrer erbarmt“, sagte er einmal in einer seiner berühmten Tischreden. Auf Käthe und überhaupt die Frauen verschwendete er ansonsten nicht viele Gedanken.

„Mein Weib kann mich überreden, so oft es ihr beliebt, denn sie hat in ihrer Hand allein die ganze Herrschaft. Ich gestehe ihr zwar gern die ganze Herrschaft im Hauswesen zu, aber ich

will mein Recht auch unverletzt und uneingeschränkt haben, und Weiberregiment hat nie etwas Gutes ausgerichtet.“

In der Ehe ist Luther für klare Kompetenzabgrenzungen. Das Denken und Nachdenken ist seine Sache, denn: „Es ist kein Rock, der einer Frau oder Jungfrau so übel ansteht, als wenn sie klug sein will.“ Als Käthe dagegen muckt, antwortet er: „Wenn ich noch einmal freien sollte, wollte ich mir ein gehorsam Weib aus Stein hauen; sonst hab ich an aller Frauen Gehorsam gezweifelt.“

Ein andermal sagt er, das Weib habe das Lob der Geselligkeit und der Fruchtbarkeit. „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, heißt es in den Sprüchen Salomonis. Das ist ein großes Lob der Frau. Dieses Gutes berauben sie sich durch das Unheil, welches sie auch anrichten.“

Trotz dieser Einschränkung stellt Luther mehrfach fest: „Am Weibe findet man viele Vorzüge zugleich: den Segen des Herrn, die Nachkommenschaft, die Vertrautheit mit den Dingen, was alles so große Gaben sind, dass sie einen wohl erdrücken könnten. Stellt euch vor, es gäbe das weibliche Geschlecht nicht. Das Haus, und was zum Haushalt gehört, würde zusammenstürzen, die Staaten und die Gemeinden gingen zugrunde. Die Welt kann also ohne Frauen nicht bestehen, sogar wenn die Männer die Kinder selbst auf die Welt bringen könnten.“

Der alte Luther war ein rechter Genießer, doch seine Feinde zählten ihm jeden Becher Wein unbarmherzig nach. Luther antwortet diesen Kritikern gelassen: „Darf unser Herrgott gute, große Hechte, auch guten Rhein- und Frankenwein schaffen, so darf ich wohl auch essen und trinken.“

In einer Weinlaune nimmt Luther eine Spruchweisheit auf die Schippe: „Für die Toten Wein, für die Lebenden Wasser – das ist eine Vorschrift für Fische!“

Auch einen Krug kühlen Bieres weiß er immer öfter zu schätzen, zumal seine Frau Käthe Gebrauch vom Braurecht macht, mit dem das Schwarze Kloster in Wittenberg ausgestattet. Auf seinen Reisen vermisse er den Trunk seiner Frau, die sich aufs Brauen verstehe wie sonst kaum jemand.

Aber angesichts häufiger Besäufnisse innerhalb der Studentenschaft klagt Luther: „Wer das Bierbrauen erfunden hat, der ist ein Unheil für Deutschland gewesen.“ Und als eines Tages drei Junge Leute, darunter Luthers Neffe Georg Kaufmann, angetrunken und lärmend an die Tafel kommen, hält Luther eine zündende Gardinenpredigt:

„Sauft, dass euch das Unglück ankomme, denn ihr werdet nicht alt werden. Das Beste vom Menschen vergeht mit der Trunkenheit. Neulich war ich am Hof und habe eine scharfe Predigt gegen das Saufen gehalten. Aber es hilft nichts. Wenn ich wieder zum Fürsten komme, will ich nicht mehr tun als ihn bitten, dass er überall seinen Untertanen gebieten wolle, sich voll zu saufen. Wenn es ein solches Gesetz gäbe, würden sie es vielleicht unterlassen, denn: Was verboten ist, dagegen handelt man gern!“

Der Franziskanermönch Thomas Murner schreibt im Jahr 1522 eine große parodistische Streitdichtung mit dem Titel „Vom großen Lutherischen Narren“. Luther zieht als Antwort Namen und Titel des gegnerischen Autors zusammen und nennt seinen Gegner den „Murr-Narr“.

Murner nimmt diesen Spott auf und schreibt ein Spottwerk mit diesem Titel: „Kater Murr“. Kater Murr verheiratet sich darin mit Luthers Tochter, wirft die aber noch in der Hochzeitsnacht aus dem Schlafzimmer, weil sie Erbgrind hat. Unreutig die von Kater Murr angebotenen Sakramente verschmähend, stirbt Luther versoffen in dieser Streitedichtung. Sein Leichnam – so heißt es in dem Opus – „wird ins Scheißhaus geworfen“.

Murners lutherisches Gegenstück, der Lüneburger Pastor Friedrich Dedekind, spitzte die Feder der Ironie, um den lutherischen Glauben gegen Murner in Schutz zu nehmen und das Volk auf literarischem Wege zu erziehen. Nach seinen Hauptfiguren, Grobian und Grobiana, ist das 16. Jahrhundert literarisch als das Jahrhundert des Grobianismus benannt worden. Darin beschreibt Dedekind zunächst einen Flegel, der unkontrolliert frisst, säuft und herumhurlt, der furzt, schmatzt und mangels ausreichender Hygiene stinkt. Er beschreibt, wie dieser Grobianus Mädchen mit Wein gefügig macht, weitet das Thema dann auch mit Grobiana auf die Weiblichkeit aus und schildert, wie seine Titelheldin Männern voll einschenkt, um sie hernach fürs Bett und die spätere Heirat will zu machen.

In den anschließenden Glaubenskriegen des 17. Jahrhunderts ist keine Zeit für ein Scharmützel mit Wein, Weib und Gesang, damit geht es dann erst im 18. Jahrhundert so richtig los. Kein Geringerer als Gotthold Ephraim Lessing hat sich dieses Themas in seiner Jugend angenommen:

„Ein trunkner Dichter leerte
Sein Glas auf jeden Zug;
Ihn warnte sein Gefährte:
Hör auf! Du hast genug.

Bereit, vom Stuhl zu sinken,
sprach der: Du bist nicht klug.
Zu viel kann man wohl trinken,
doch trinkt man nie genug!“

Ein Schoppen Wein mag Lessing auch zu diesem Gedicht beflügelt haben:

„Zankst du schon wieder? Sprach Hans Lau
Zu seiner lieben Ehefrau.
„Versoffner, unverschämter Mann...“
„Geduld, mein Kind, ich zieh’ mich an –
„Wo nun schon wieder hin? – Zu Weine.
Zank du alleine!

„Du gehst? – Verdammtes Kaffeehaus!
Ja! Blieb’ er nur nicht Nacht nicht aus.
Gott. Ich soll so verlassen sein?
Wer pocht? – Herr Nachbar? – Nur herein!
Mein böser Teufel ist zu Weine.
Wir sind alleine!“

Zu Lessings Zeiten galt die Weisheit, dass alter Wein besonders gut sei. Der Volksmund hat diese Weisheit aufgefangen: Alt muss der Wein und jung das Maderl sein.

Einen ähnlichen Gedanken hat Lessing in Reime gesetzt:

„Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken.
Drum mag der junge Wein
Für euch, ihr Alten, sein.

Der Jüngling trinkt, sich alt und klug zu trinken:
Drum muss der alte Wein
Für mich, den Jüngling, sein.

„Was soll ich hier, so lang' ich bin,
Mich um die Zukunft kränken?
Ich will mit kummerlosem Sinn
An Wein und Liebe denken.“

In solch einer Laune sah der Dichter eine Hübsche Schöne mit einem Hund.

„Den Hund im Arm, mit bloßen Brüsten,
Sah Lotte frech herab.
Wie mancher ließ sich's nicht gelüsten,
Dass er ihr Blicke gab.

Ich kam gedankenvoll gegangen
Und sahe steif heran.
Ha! Denkt sie, der ist auch gefangen
Und lacht mich schalkhaft an.

Allein, gesagt zur guten Stunde,
Die Jungfer irrt sich hier.
Ich sah nach ihrem bunten Hunde:
Er ist ein artig Tier.“

Wer's glaubt, wird selig!

Mit dem Heimweg hatte der Dichter wohl manchesmal Schwierigkeiten, wie aus diesem Reim hervorgeht:

„Mein Esel sicherlich
Muss klüger sein als ich.
Ja, klüger muss er sein!
Er fand sich selbst in'n Stall hinein,
Und kam doch von der Tränke.
Man denke!“

Soweit die Eseleien über Wein, Weib und Gesang von Lessing. Seine Nachfolger, ganz der trockenen philosophischen Aufklärung verschrieben, haben diesen Themenkreis nicht aufgegriffen – bis Goethe sich dieses fast verwaisten Themas annimmt.

Er ist, was man heute einen Playboy nennen würde, und die Geschichten über „Goethe und die schönen Damen“ sind hinreichend bekannt, und Goethe hat weder Weib noch Wein verschmäht, und das teilt er mit seinem Dichterefreund Friedrich von Schiller.

Der hat bekanntlich einen eigenen Musenalmanach herausgegeben und in Weinlaune eine Grabinschrift gedichtet: „Wenn diese Schrift ein Mädchen wär, läg‘ sie nicht oben, sondern er!“

Durch diese künstlerischen Jahrbücher geistert immer wieder eine Dame namens Zelmire: etwas dümmlich, dafür aber recht weiblich-propper. Im Vossischen Musen-Almanach wird die Dame, gerade Mutter geworden, so geschildert:

„Elmire, die sonst nichts von Mutterpflicht gewusst,
Zu vornehm, etwas mehr, als ihren Mops, zu lieben,
Stillte Benjamin an ihrer eignen Brust.
Vielleicht hat ihm der Arzt die Eselsmilch verschrieben.“

Im Göttinger Musen-Almanach erscheint das Epigramm auf diese Elmire in folgendem Wortlaut:

„Ihr schöner Leib wird einst verwesen,
Unsterblich wird die dumme Seele seyn.
O, möchte ihr Leib unsterblich sein,
Die Seele möchte gern verwesen!“

Goethe ist in dieser Zeit – zumindest im erotischen Bereich – schon an der Grenze zwischen Soll und Haben. Gegenüber Eckermann macht er sich Gedanken über die Schönheit eines Mädchens:

„Ein mannbares Mädchen, dessen Naturbestimmung ist, Kinder und gebären und Kinder zu säugen, wäre nicht schön ohne gehörige Breite des Beckens und ohne gehörige Fülle der Brüste. Doch wäre auch ein Zuviel nicht schön, denn das würde über das Zweckmäßige hinausgehen.“

In „Hermann und Dorothea“ schwärmt der Dichterstern jedoch so von einer Winzerin:

„Also schritt sie hinaus, sich schon des Herbstes erfreuend
Und des festlichen Tags, an dem Gegend im Jubel
Trauben lieset und tritt und den Most in die Fässer versammelt,
Feuerwerke des Abends von Allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und so der Ernte Schönste geehrt wird.“

Der abgeklärte Goethe verrät Eckermann: „Es liegen im Wein allerdings produktivmachende Kräfte sehr bedeutender Art; aber es kommt dabei alles auf Zustände und Zeit und Stunde an, und was dem einen nützt, schadet dem anderen.“

Na, so ein Schwätzer: Schiller bringt die Sache ganz anders auf den Punkt: „Der Wein erfindet nichts, er schwatzt‘ s nur aus.“

Noch einmal Goethe in „Hermann und Dorothea“:
Sorgsam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines

In geschliffener Flasche auf blankem zinnernem Runde
Mit den grünlichen Römern, den echten Bechern des Rheinweines.

Goethe und Schiller haben ihre Weine übrigens mit Vorliebe in Franken gekauft, und zwar aus der Lage Mainstockheimer Hofstück nahe bei Kitzingen. Bezahlt haben sie die offenen Rechnung allerdings eher selten. Dafür war Herzog Carl-August zuständig, mit dem der junge Goethe oft genug auf Jungfernjagd unterwegs war.

Johann Heinrich Voß, der berühmte Homer-Übersetzer, schreibt an seine Braut im Juli 1776: „In Weimar geht es erschrecklich zu. Der Herzog läuft mit Goethen wie ein wilder Bursche auf den Dörfern herum, er besauft sich und genießt brüderlich einerlei Mädchen mit ihm. Ein Minister, der’s gewagt hat, ihm seiner Gesundheit halber die Ausschweifungen abzuratet, hat zur Antwort gekriegt: Er müsste es tun, sich zu stärken.“ Dichterfreunde wie Herder, Klopstock und Wieland wollen den jungen Draufgänger mit väterlichen Ratschlägen bremsen, doch Goethe antwortet nur mit einem Gedicht:

„Eines schickt sich nicht für alle.
Sehe jeder, wie er’s treibe,
Sehe jeder, wo er bleibt,
Und, wer steht, dass er nicht falle!“

Das Fallen: Diese Übung ist in der Goethe-Zeit vor allem den Mädchen vorbehalten, und der Dichterstürm selbst dürfte manche Dame zu Fall gebracht haben – wie übrigens auch einer seiner schärfsten Gegner, der romantische Dichter Heinrich Heine. Er erinnert sich an eine peinliche Szene nach einem Besäufnis mit Damen:

Die Flaschen sind leer, das Frühstück war gut,
Die Dämchen sind rosig erhitzt.
Sie lüften das Mieder mit Übermut,
Ich glaube, sie sind bespitzt.

Die Schulter wie weiß, die Brüstchen wie nett,
Mein Herz erbetet vor Schrecken.
Nun werfen sie lachend sich aufs Bett
Und hüllen sich in die Decken.

Sie ziehen nur gar die Gardinen vor
Und schnarchen am End um die Wette.
Da steh’ ich im Zimmer, ich einsamer Tor,
Betrachte verlegen das Bette.

Nicht nur Männer sprechen dem Wein in Heines Umgebung zu, auch Damen, vor allem verlotterte. Heine hat ja immer ein ganz besonderes Verhältnis zur Pariser Halbwelt gehabt, und aus einer solchen Beobachtung stammt dieses Gedicht:

„Sie hatten sich beide so herzlich lieb,
Spitzbübin war sie, er war ein Dieb.
Wenn er Schelmenstreiche machte,
Sie warf sich aufs Bett und lachte.

Der Tag verging in Freud’ und Lust,
Des Nachts lag sie an seiner Brust.

Als man ins Gefängnis ihn brachte,
Sie stand am Fenster und lachte.

Er ließ ihr sagen: O komm zu mir,
Ich sehne mich so sehr nach dir,
Ich rufe nach dir, ich machte.
Sie schüttelt' das Haupt und lachte.

Um sechse des Morgens ward er gehenkt,
Um sieben ward er ins Grab gesenkt;
Sie aber schon um achte
Trank roten Wein und lachte.

Ja, Ja, die Weiber: In dieses Klagelied lässt auch Goethe seinen Faust einstimmen:
„Besonders lernt die Weiber führen,
Es ist ihr ewig Weh und ach
So tausendfach
Aus einem Punkte zu kurieren!“

Sein Dichterfreund Schiller spricht sich noch deutlicher gegen das Weiberregiment aus, auf das er das grausige Blutbad in der französischen Revolution zurückführt:

„Da werden Weiber zu Hyänen!“

Doch die Weimarer Klassiker können auch Süßholz raspeln – wie Goethe in seinen Worten eines Erfahrenen zeigt:

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort.
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort.
Doch, wem wenig dran gelegen,
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.“

Dem Spötter und politischen Heißsporn Heine sind Weiber, ist die ganze Familie egal, wenn er nur politisch für die Freiheit kämpfen kann:

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind!
Ich trage bessres Verlangen.
Lass sie betteln gehen, wenn sie hungrig sind!“

Der Pastorensohn Friedrich Nietzsche, von Mutter und Tante verhätschelt und betätschelt, hat einen Hass auf die Frauen entwickelt. Er will dem weiblichen Geschlecht zurückgeben, worunter er in seiner Jugend hat leiden müssen: So lässt er Zarathustra sprechen:

„Im echten Manne ist ein Kind versteckt: Das will spielen.
Auf ihr Frauen, so entdeckt mir doch das Kind im Manne.“

Wenn aber Frauen zu sehr mit den Männern spielen, ist ihm das auch nicht recht: So empfiehlt er den Männern:

„Du gehst zu Frauen – Vergiss die Peitsche nicht!“

Und weiter stöhnt er über die Frauen: „Sie genießen da die Freiheit von allem sozialen Zwang, sie halten sich in der Wildnis schadlos für die Spannung, welche eine lange Einschließung und Einfriedigung in den Frieden der Gemeinschaft gibt, sie treten in die Unschuld des Raubtiergewissens zurück, als frohlockende Ungeheuer. Auf dem Grunde all dieser vornehmen Frauen ist das Raubtier, die prachtvolle nach Beute und Sieg schweifende blonde Bestie nicht zu verkennen!“

An der Schwelle zum 20. Jahrhundert bringt eine neue Gruppe der Frauen ins Gespräch: die Prostituierten! Über Jahrhunderte totgeschwiegen und reglementiert – in Hamburg beispielsweise mussten sich Huren an sichtbarer Stelle tätowieren lassen, in fast allen Städten durften sie ihre Tätigkeiten nur in bestimmten Häusern ausüben -, rücken sie mit der allgemeinen Lockerung der Moral ins öffentliche Gerede.

Aber auch die nebenberufliche Prostitution wächst, wie Erich Kästner im „Chor der Fräuleins“ beschreibt:

„Wir hämmern auf die Schreibmaschinen.
Das ist genau, als spielten wir Klavier.
Wer Geld besitzt, braucht keines zu verdienen.
Wir haben keins. Drum hämmern wir.

Wir winden keine Jungfernkranze mehr.
Wir überwandern sie mit viel Vergnügen.
Zwar gibt es Herrn, die stört das sehr.
Die müssen wir belügen.

Zweimal pro Woche wird die Nacht
Mit Liebelei und heißem Mund,
als wär man Mann und Frau, verbracht.
Das ist so schön, und außerdem gesund.

Es wär nicht besser, wenn es anders wäre.
Uns braucht kein innrer Missionar zu retten.
Wer murmelt düster von verlornen Ehre?
Seit nur so treu wie wir, in euren Betten!

Nur wenn wir Kinder sehn, die lustig spielen
Und Bälle fangen mit Geschrei,
und weinen, wenn sie auf die Nase fielen –
Dann sind wir traurig. Doch das geht vorbei.

Nun, zu Kästners Zeit wird statt Wein Whisky oder Kognak getrunken. Und so rundet sich der Abend mit einem Gedicht dieses Satirikers: „Eine Animierdame stößt Bescheid“:

Ich sitze nachts auf hohen Hockern,
Berufen, Herr im Silberhaar
Moralisch etwas aufzulockern.
Ich bin der Knotenpunkt der Bar.

Sobald die Onkels Schnaps bestellen,
Rutsch ich daneben, lad mich ein
Und sage nur: „Ich heiße Ellen.
Lasst dicke Männer um mich sein.“

Man darf mich haargenau betrachten,
Mein Oberteil ist schlecht verhüllt.
Ich habe nur darauf zu achten,
Dass man die Gläser wieder füllt.

Wer über zwanzig Mark verzehrt,
Der darf mir in die Seite greifen
Und – falls er solcherlei begehrt –
Mich in die bessere Hälfte kneifen.

Selbst wenn mich einer Hure riefte,
Obwohl ich etwas Besseres bring,
Das ist heil alles inklusive
Und in den Whiskys schon mit drin.

So sauf ich Schnaps im Kreis der Greise
Und nenne die Bäuche Du
Und höre – gegen kleine Preise –
Der wachsenden Verkalkung zu.

Und manchmal fahr ich dann mit einem
Der Jubelgreise ins Hotel.
Vergnügen macht es zwar mit keinem,
Es lohnt sich aber finanziell.

Falls freilich einer glauben wollte,
Mir könnte Geld im Bett genügen:
Also: Wenn ich die Wahrheit sagen sollte –
Ich müsste lügen.

Die Liebe und der Suff – das regt den Dichter an: Meine Damen und Herren, gesoffen haben sie fast alle, und dem schönen Geschlecht waren sie auch zugeneigt, die Akrobaten des gereimten Wortes. Doch auch der Volksmund hat sich manchen Reim auf diese Kombination gemacht.

Es haben die Alten das Trinken taxiert:
Der erste Trunk dem Durste gebührt,
Der zweite dich zur Freude führt,
Der dritte krönt dich zum huldvollen Fürsten,
Und schön dünkt die Welt beim ewigen Dursten.
Der fünfte reizt zum Weiberzank,
Der sechste ist des Schlummers Trank,
Dann schläfst du endlich, Gott sei Dank!

Womit ich am Ende meines Vortrages wäre. Bevor ich aber nun eine gute Nacht wünsche, möchte ich Ihnen im Schiller-Jahr einen Trinkspruch präsentieren, das diesen Charakter längst

eingebüßt hat und unter der Feder des Komponisten Ludwig van Beethoven zur Hymne geworden ist: Sie ahnen, welches berühmte Gedicht es ist: die Ode an die Freude.

Ode an die Freude

(Schiller/Beethoven)

1. Freude schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten Feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum!
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt.
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

2. Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja, wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!

3. Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur,
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod,
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

4. Freude heißt die starke Feder,
In der ewigen Natur,
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonne aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

5. Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

6. Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's, ihnen gleich zu sein.
Gram und Armut soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun.
Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verziehn,
Keine Träne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn.

7. Freude sprudelt in Pokalen;
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmut Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmut. -
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist;
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
Dieses Glas dem guten Geist!

8. Festen Mut in schweren Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen -
Brüder, gält' es Gut und Blut:
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

